

Über Italien

Autor(en): **Schmid, Emil / Curti, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **10 (1930-1931)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die ganze Welt eine Klasse, mit Zielen und Interessen, die im Grunde die gleichen sind."

Aber es gilt: Wachsamkeit und Durchgreifen! Schon hat Frankreich den jüngsten E. J. E.-Kongreß mit der triftigen Darlegung geschlossen, daß auch die mohamedanischen Länder in die E. J. E. zugelassen werden müßten. Hält es Ausblick nach neuen Hilfsstruppen?

Über Italien.

(Zu einigen Neuerscheinungen über Italien und den Faschismus.)

Im Jahre 1923 veröffentlichte Giuseppe Prezzolini seine „Cultura Italiana“ (Edizioni La Voce), die erste von einem Italiener besorgte zusammenfassende Schilderung des modernen kulturellen Lebens der Apenninenhalbinsel. Da war die Rede vom Bleigewicht der römischen Tradition und vom Regionalismus, von den verschiedenen literarischen Strömungen (deren bedeutendster Prezzolini selber durch die Herausgabe der Zeitschrift „La Voce“ und Begründung einer gleichlautenden Verlagsanstalt in Florenz seine schätzenswerten Eigenschaften als Organisator geliehen hatte), vom Journalismus und den Bestrebungen privater Vereinigungen zur Verbreitung kultureller Kenntnisse, vom Erziehungswesen, von Theater, bildenden Künsten und den geistigen Beziehungen zum Ausland. Der Verfasser gab seiner Darstellung die Form von Briefen an einen ausländischen Freund, der nach der langjährigen Unterbrechung durch die Kampffahre wieder Fühlung nehmen will mit dem Italien der Nachkriegszeit. Schon in den ersten Sätzen legte Prezzolini seine Ansicht dahin fest, daß sich eigentlich gegenüber der Vorkriegszeit nichts geändert hätte. In allen Gebieten des kulturellen Lebens seien noch ungefähr dieselben Männer führend und dieselben Ideen herrschend. Als Sohn des liberal-demokratischen Italien von Giolitti hatte Prezzolini mitten in der turbulenten Nachkriegszeit die unerschütterliche Ruhe des wissenden Skeptikers bewahrt, und sich wohl vorgestellt, daß nach dem Berebben der politischen und sozialen Unruhen der *piccolo mondo antico* seinen Fortgang nehmen würde, getreu dem bisher in Italien üblichen gutmütigen Schlendrian. Diese Meinung wurde eifrig weiter gegeben in allen Feuilletons, die das übrigens aus einzigartig reicher Kenntnis heraus geschriebene Werk anzeigten; besonders auch die ausländischen Beurteiler machten sich gerne diesen Standpunkt zu eigen, wird es ihnen doch durch die Verschiedenheit der Sprache und die Abgelegenheit des Landes nicht übermäßig leicht, sich aus eigenem Einblick eine selbständige Ansicht zu bilden. Schon damals mußte sich jedoch zum Widerspruch gereizt fühlen, wer die Ereignisse in Italien wachsam verfolgte.

Noch bevor jener Band erschienen war, hatten ja die politischen Exponenten einer Generation die Regierungsgewalt an sich gerissen, die durch den Krieg geistig anders modelliert worden war und sich anschickte, ihre Ideen und Interessen dem bisherigen Italienertum auf allen Gebieten ent-

gegenzustellen. Die Bedeutung dieser Bewegung wurde damals von Prezzolini nicht erfasst und nicht gewürdigt. Kann man dem Ausland sein langjähriges Mißtrauen in die Kraft und Beständigkeit der faschistischen Bewegung wirklich verargen, wenn einer der am feinsten gebildeten, mit allen modernen Ideen und Richtungen vertrauten, dazu noch mit Mussolini persönlich befreundeten Italiener den Zukunftswert dieser treibenden Kraft nicht vorausfah?

Prezzolini hat sein hervorragendes Werk in diesem Sommer neu geschaffen wieder erscheinen lassen. Bei der Lektüre dieses für jeden Italiener unentbehrlichen und genußreichen Werkes erscheinen zwar die alten Tatsachen und Anschauungen in gereifter Fassung wieder, aber schon in den ersten Sätzen muß der Verfasser jetzt zugeben, daß der Faschismus, der natürliche Sohn des Krieges, mehr Dinge verändert habe als der Krieg selber. Kaum ein Kapitel gibt es nun, das nicht von der Wirksamkeit neuer Auffassungen, Ideen, Organisationen erzählt, die alle im Zusammenhang mit dem Faschismus stehen. Das Buch interessiert sich nach den eigenen Worten des Verfassers für Politik nur so weit, als diese Bezug hat zu kulturellen Dingen; es muß immer wieder anerkennen, daß gerade im Geistigen kein Gebiet unberührt blieb von der Einwirkung des Faschismus und vom Schwung seines Führers Mussolini, den Prezzolini bildhaft den „motore massimo del Fascismo“ nennt.

Nur acht Jahre sind zwischen der ersten und zweiten Ausgabe dieses Werkes verstrichen, doch welcher Reichtum an Ereignissen und Tatsachen hat sich während dieser Frist begeben, welche gänzlich veränderte Stellung nimmt heute Italien im Weltganzen ein! Damals war es schwer, sich über die Zustände in Italien ein zutreffendes Bild zu machen, weil niemand wußte, welche Macht hinter den unzähligen, die widersprechendsten Meinungen vertretenden Zeitungen tatsächlich stand, weil die Literatur karg war und ein verlässlicher Führer von Rang fehlte; heute ist es ebenso schwer, sich von außen zurecht zu finden, weil die Presse des Landes völlig einseitig orientiert und das um den Faschismus entstandene Schrifttum unübersehbar geworden ist. Damals wirkte Prezzolini wie ein sozusagen einzig vorhandener, haltgebender Wegweiser, dem man folgte, obschon er gerade den Rhythmus der neuesten Entwicklung noch nicht erfasst zu haben schien; heute sind es tausende und abertausende von Büchern, die sich vom Faschismus ein Bild zu machen bemühen, das beim einen zur Apotheose, beim andern zur Karikatur wird. Damals war im Ausland das einheitliche Bedauern über die tollen Verhältnisse im öffentlichen Leben Italiens vermischt mit mehr oder minder großer Verachtung für die Unfähigkeit von Regierung und Diplomatie, die Früchte des militärischen Sieges einzuheimen; heute beginnt der Meinungsstreit über die Taten und Konsequenzen des Faschismus hart an der Grenze Italiens, spannt sich über die ganze politisch interessierte Welt und hört — vorläufig und wahrscheinlich noch auf lange hinaus — erst auf, wo er die Grenze Italiens von der andern Seite her wieder erreicht.

Die literarische Produktion über das Italien von heute strömt unaufhörlich auf den scheinbar nie zu sättigenden Markt, und unter den kauf-

freudigen Lesern in unsern politisch so bewegten Zeiten gibt es wohl keine Richtung mehr, die nicht das ihr besonders zusagende Porträt des Faschismus besäße. Man mag zuerst den Versuch ablehnen, eine Anzahl gleichzeitig erscheinender Bücher in einer Reihe anzuzeigen, weil dieses Zusammentreffen der Publikationsdaten aus dem Zufälligen der Chronologie leicht eine Ungerechtigkeit im vergleichenden Maßstab machen könnte. Allein gerade die Anzahl der Schriften und das aus Positivem und Negativem reich gemischte Thema bringen es mit sich, daß der These gleich auch die Antithese entgegengesetzt, daß einem erbarmungslosen Verneiner im selben Moment ein kritikloser Bejaher gegenübergestellt werden kann.

Dr. Adolf Saager versucht in seinem „Mussolini ohne Mythos, Vom Rebellen zum Despoten“ (Heß & Co., Verlag, Wien-Leipzig) dem großen Manne jenseits der Grenze den Schleier abzureißen und hinter den seiner Meinung nach unwahren, pompösen Fassaden das brüchige und jederzeit zum Einsturz bereite Gerüst und Gebälk des faschistischen Baues schonungslos zu enthüllen. Man muß es dem Buche lassen, daß es in seiner Konsequenz unerbittlich ist. Von den darin geschilderten Tatsachen und Ereignissen sind viele bekannt, und die vielleicht noch zahlreichern, bisher nicht an die weitere Öffentlichkeit gedruckten (die nicht zuletzt den Reiz und den über den Tag hinaus gehenden Wert des Buches ausmachen) dürften meist zu belegen sein. Aber wie dieses Material zu einem Stoff verwoben wird, das ist nicht die abwägende Arbeit des Historikers, sondern ist politisches Plädoyer. Der Verfasser will nicht nach Rankes Programm ergründen, „wie es eigentlich gewesen ist“, sondern begründet seinen Standpunkt als Gegner des Systems durch eine entsprechende Darstellung des Stoffes. Sein Buch wird man nicht übergehen dürfen; man wird es einschätzen als eine wichtige und mannhaft versochtene Meinungsäußerung über den Faschismus, aber eben doch nur als einen Beitrag, der zur Urteilsbildung der Ergänzung und des Gegengewichtes bedarf.

„Das neue Staatswesen soll gedeutet und auf seinen Sinn hin verstanden werden. Ich weise den Grundgedanken des faschistischen Staates auf. Wie stand er vor den Augen des Duce? Wie war er gemeint und gedacht? Das, was Mussolini vor allem mit dem Staatsgedanken verbindet, ist die Idee einer moralischen und wirtschaftlichen Ordnung des sozialen Lebens.“ Das kann nur ein deutscher Professor geschrieben haben! Er heißt Georg Mehliß, und seine im Verlag von E. Haberland in Leipzig erschienene Auslegung des Faschismus nennt sich „Der Staat Mussolinis. Die Verwirklichung des korporativen Gemeinschaftsgedankens“. Die Voraussetzung des Systems erblickt er in der geweihten Unterordnung, in der Wiederherstellung der Hierarchie im staatlichen und sozialen Leben, in der Grenzziehung zwischen einerseits dem Führer, der Held ist und die Nation verkörpert, anderseits dem Volke, das die Nation bildet. Der Liberalismus habe zusammen mit dem Protestantismus den Staat entgöttert. Der Faschismus stelle die dem Dasein innewohnende höhere Rangordnung wieder her. Das ist ganz entschieden (um mit Saager zu reden) Mussolini mit Mythos. Das Fundamentale des faschistischen Staatsbaues sieht Mehliß in den vier vom Duce geschaffenen

Gesetzen über die Stellung des Großrates, den Aufbau der Regierungsgewalt, die Arbeitsverfassung und die vollkommene Fruchtbarmachung des Bodens. Die Bedeutung dieser Institutionen wird in Worten geschildert, die sich wie eine wortgetreue deutsche Wiedergabe der Gesetzeskommentare lesen, mit all dem im Italienischen so echten, auf deutsch jedoch öfters etwas peinlich anmutenden volltönenden Stil. Der Verfasser verzichtet ganz bewußt auf jegliche Kritik, in der Meinung, daß das Werk Mussolinis erst einmal begriffen werden müsse, bevor man zur Kritik ansetzen dürfe. Darum hat es gar keinen Sinn, mit dem Verfasser zu rechten, wenn er in blindem, man möchte fast sagen: gedankenlosem Nachsprechen faschistischer Redeb Blüten Behauptungen aufstellt, wie z. B.: „Soll ein Staat groß und mächtig sein, so muß das Sekten- und Parteiwesen verschwinden.“ Wie: Haben die U. S. A. und Frankreich nicht bis in die äußersten organisatorischen Konsequenzen ausgebildete Parteien, und sind Aliquen und Klügel nicht dort und hier Trumpf? Sind diese Staaten — ob es uns nun behage oder nicht; auf die Wahrheit kommt es hier doch allein an — nicht nach innen und außen unvergleichlich viel stärker als etwa Italien, Spanien oder Polen? Eine andere ganz ungerechtfertigte Behauptung liegt in den Worten: „Der Arbeiter war zum Feind des liberalen Staates geworden, weil dieser nichts für ihn tat. . .“, eine unverzeihliche Nachlässigkeit, die erst die faschistische Arbeitsverfassung wieder gutgemacht habe. Weiß denn Mehliß nichts von der liberalen Sozialpolitik, die das sozial Wünschbare mit dem wirtschaftlich Tragbaren in schrittweiser Evolution in Übereinstimmung zu bringen versucht? Und was speziell Italien betrifft, möge Mehliß sich von Prof. Michels in seinem unendlich inhaltsreicheren „Italien von heute“ erklären lassen, daß der Faschismus nur konsequent weiter führt, was Giolittis liberale Demokratie vor und während einem Vierteljahrhundert in endlosen Kämpfen zu verwirklichen begann. Und muß man nicht lächeln, wenn Mehliß die Absicht Mussolinis in der Einführung der moralischen Ordnung in das politische und soziale Leben sieht? Der Duce ist wahrhaftig kein Moralist, sondern ein voraussetzungs- und vorurteilslos alle Mittel bereithaltender Rechner, der seinem Lande um jeden Preis — Moral und Freundschaft hin oder her — den höchsten Erfolg und den größten Vorteil erringen will. Das Buch von Mehliß ist eine mit anerkennenswerter Darstellungsgabe verfaßte, aus großem theoretischem Wissen und völliger politischer Ahnungslosigkeit eigentümlich gemischte, einseitige, ans Dithyrambische grenzende Bewunderungsrede für die „politische Schöpfung eines genialen Staatsmannes“. Es möge zum Schluß nicht unerwähnt bleiben, daß Mehliß die Ungemessenheit der Form des faschistischen Staates für das deutsche Volk billig bezweifelt, gleichzeitig aber die Annäherung der beiden Völker als von höchster politischer Bedeutung hält. Er spricht sich nicht näher über diese Zusammenarbeit aus; wahrscheinlich meint er damit das Zusammengehen der beiden Staaten zur Revision des Vertragswerkes von 1918/20. Und wenn aus dieser Revision das Maximum an territorialen Konzessionen herausgeholt werden könnte: Hätte das übermäßig bevölkerte Italien dem überbevölkerten Deutschland etwas zu bieten, und könnte das kapitalarme Italien dem kapitalhungrigen Deutschen Reiche ein Beistand sein? Abge-

sehen davon, daß keiner dem andern militärisch große Hilfe bieten kann! Solche hohltönenden Phrasen gehen an der primitivsten und nächstliegenden politischen Überlegung zugrunde.

Während diese beiden deutsch geschriebenen Werke ihre Stellung mit der Wucht historischer, philosophischer und logischer Argumente begründen und überall in der neuen Gedanken letzte Tiefe herabzusteigen wenigstens sich bemühen, haben zwei ihre Nation typisch vertretende Franzosen es unternommen, sich ihre Ansicht durch Reisen und Augenscheine zu bilden? Resultat? Zwei Reiseberichte, die zu ebenso grundverschiedenen Schlüssen gelangen! Wer kennt nicht die flotte Reportage von Henri Béraud im „Journal“ und im „Petit Parisien“? Nach Berlin, Moskau, Barcelona hat sich dieser gewandte Mann der Feder in den letzten Jahren begeben, und aus allen Städten sandte er tatsachengebängte, plastische und spannende Schilderungen, welche die besondere Atmosphäre seiner jeweiligen Umgebung stets meisterhaft einfingen. Es ist aber nicht nur die Kunst der flüssigen Darstellung, die diesen Artikeln reißenden Absatz verschafft; es ist noch etwas mehr: nämlich die Tatsache, daß Béraud es trefflich versteht, die Dinge so zu berichten, wie sie sich im Kopfe des französischen Kleinbürgers spiegeln müssen, dieses geistig beweglichen und darum freiheitlich = radikalen, um seinen Besitz und seine Sicherheit fürchtenden und darum doch stockkonservativen Menschen. Im Frühling 1929 ist Béraud ausgezogen, um in einem mehrwöchentlichen Aufenthalt die heutige Lage des ihm bereits von früher her bekannten Italien zu prüfen. Er wendet sich nach wenigen Tagen sozusagen an seinen Kollegen, Mussolini, und streift in einem kurzen Gespräch kühn die allerheikelsten Probleme, die zwischen einem konsequent liberal-demokratischen Individualisten und dem Führer des zur Regierung gelangten Kollektivismus, zwischen einem seinen Besitz verteidigenden Franzosen und einem zielbewußt aspirierenden Italiener berührt werden können. Béraud notiert sich in seinem „Ce que j'ai vu à Rome“ (Les Editions de France, Paris) tausend Einzelzüge des täglichen Lebens; er läßt uns seine Wanderungen durch die Städte, seine Gespräche mit Arbeitern und Bürgern, Faschisten und Indifferenten, seinen Ausflug auf die Verbannteninseln u. s. w. miterleben. Schon nach wenigen Schritten im Nachbarlande stößt er auf Dinge und Stimmungen, denen er im eigenen Staate nicht begegnen möchte. Immer wieder muß er sich sagen: Unser Volk würde sich eine solche Einmischung in die persönlichsten Verhältnisse niemals gefallen lassen, wir würden gegen eine solche Zwangsjacke rebellieren. Zufällig spielt sich sein Besuch zu einer Zeit ab, da die Spannung zwischen Frankreich und Italien wieder einmal besonders stark ist. Zu seinem Erstaunen muß er hören, in welch verächtlichen, vom Neid eingegebenen Tönen man in Italien über die lateinische Schwesternation spricht, wie Zufälle und Mißverständnisse zu gefährlichen Zwischenfällen aufgebaut werden. Béraud muß Feststellungen machen, die sich auch uns Schweizern anläßlich der belanglosen Reitereien zwischen Faschisten und Andersgesinnten aufdrängten. Béraud ging bewußt als Antifaschist ans Beobachten, und er kehrte als noch überzeugterer Antifaschist zurück. Wo bei Antifaschismus für ihn nicht etwa eine zum tätlichen Eingreifen

drängende Haltung bedeutet, sondern die mit Schärfe, aber auch mit überlegener Ironie erfolgende Ablehnung eines politischen und geistigen Zustandes, der im Widerspruch mit seiner persönlichen Erziehung und Bildung steht. Die Tatsache, daß die Verbreitung der Berichte von Béraud, deren Inhalt er Mussolini vor seiner Abreise noch freimütig unterbreitete, später in Italien verboten wurde, entlockt ihm nicht so sehr einen Protest als einen mit Hohn gemischten Triumphruf.

Zu diesem temperamentvollen Rapport bildet die behagliche Schilderung von Henri Bordeaux: „La claire Italie“ (Paris, Plon) über seine Reise um die Jahreswende 1927/28 einen grellen Gegensatz. Der akademische Romanschriftsteller und Offizier liebt Italien und die Italiener in allen ihren Manifestationen; er will die Reise nach Italien unternehmen, um in seinem Geiste die Verbindung zwischen dem alten und dem neuen Italien wieder herstellen zu können. Auch er reist als selbstbewußter Franzose; aber er sucht überall das durch die Latinität und die Kriegskameradschaft gegebene Gemeinsame zu sehen und zu pflegen. Welch ein Unterschied zwischen den Unterhaltungen Mussolinis mit Béraud und Bordeaux! Dort ein Interviewer, der bei aller Anerkennung des Einmaligen, Genialischen in diesem Menschen ein lebhaftes Unbehagen und Mißtrauen gegen das bald vulkanisch Eruptive, bald machiavellistisch Berechnete dieses politischen und nationalen Gegners fühlt; hier ein Causeur, der ohne irgendwelche Preisgabe seiner anders gearteten Ansichten zur Bewunderung des Diktators bereit ist, im Gespräch nur die gemeinsamen geistigen Interessen berührt und allen heiklen politischen Diskussionen aus dem Wege geht. Während Béraud Sensationen sucht und in allen Gesellschaftsschichten seine Bohrer ansetzt, um hinter die Geheimnisse des Lebens unter dem Faschismus zu kommen, verkehrt Bordeaux nur mit dem offiziellen Italien, das ihn überall ebenso offiziell als Freund empfängt. Seine Erinnerungen sind sicher interessant, aber ihr heller Optimismus läßt doch erraten, daß die Dinge auch noch eine andere Seite haben müssen. Man hat beiden Büchern vorgeworfen, sie hätten den geschilderten Stoff nur oberflächlich erfaßt, seien an Nebensächlichem hängen geblieben und hätten überhaupt nicht begriffen, welch kühnen Wurf Mussolini mit seinem völligen Umbau der Staatsorganisation vollbrachte. Das mag bis zu einem gewissen Grade zutreffen. Beide Franzosen geben schließlich doch nur geistreich geschilderte Impressionen wieder, aber man möchte diese lebhaften Erzählungen nicht missen.

Weitere Ziele gesteckt hat sich E. W. Eschmann mit seinem „Der faschistische Staat in Italien“ (Verlag Ferdinand Hirt, Breslau). Hier findet der Leser in sauberer, kenntnisreicher Arbeit eine umfassende, kritisch durchleuchtete Darstellung alles Wissenswerten über die gesamten, vom Faschismus geschaffenen Organisationsformen, Gesetze und die ihn tragenden Ideen. Eschmanns Buch darf vorbehaltlos als die beste Darstellung der neuesten Entwicklung im Faschismus bezeichnet werden. Das Einzelne aufzuzählen, hat keinen Sinn. Der Verfasser wagt auch ein eigenes Urteil. Er anerkennt, daß diese Bewegung Italien aus der schwierigen Nachkriegskrisis herauszuholen vermochte, daß die schwersten und unter Giolitti, Ritti, Bonomi und Facta unlösbaren Probleme (soziale

Beruhigung, Festigung der Staatsautorität, Niederzwingung der Bureaokratie u. s. w.) erledigt und darüber hinaus manche außerordentlich fruchtbaren Initiativen ergriffen oder alte Postulate der Verwirklichung näher gebracht worden seien. Er bezweifelt aber, ob der Faschismus für die gesamteuropäische Situation irgend etwas Vorbildliches geleistet hat. Die Gefahr des Faschismus sieht Eschmann in seinem Mangel an Elastizität, an Ungezwungenheit und Selbstverständlichkeit, und besonders in der Tatsache, daß dort die Staatsgewalt zu sehr mit allen möglichen kleinen und kleinsten Interessen verbunden sei, sodaß oft unvermeidliche und sonst belanglose Mißerfolge eine erhebliche Einbuße an Autorität bringen könnten. Eschmann äußert die naheliegende Meinung, daß wohl kaum sobald wieder ein Führer gefunden werden könne, der das ungeheure persönliche Ansehen und die Gefolgschaft erhält wie gerade Mussolini, und er glaubt, daß bei einem später vielleicht doch erfolgenden Abbau des Systems vor allem zwei Dinge unauslöschlich sein werden: Die unglaublich konsequente, sportliche und geistige Erziehung der Jugend, sowie das staatliche System der Gewerkschaften.

Diese Meinung findet sich ebenfalls wieder im schmalen Bändchen von Dr. Ulrich Heinersdorff: „Das Arbeitsverhältnis im faschistischen Recht“ (Verlag Julius Springer, Berlin). Die Diktatur stehe und falle mit der Person Mussolinis, aber sein arbeitsrechtliches System könne in jedem Staat mit starker Exekutive Bedeutung und Wert haben. Der Verfasser untersucht vor allem die rechtliche Seite der Carta del Lavoro, ihre Gesetzeskraft, ihre Konsequenzen auf die Ausgestaltung der Tarifverträge, und er erwähnt die wenig beachtete Tatsache, daß das faschistische System im Ausland vor allem von Linkskreisen bekämpft werde, während es in Italien eher die Arbeitgeber waren, die seiner Durchsetzung offenen und geheimen Widerstand entgegenstimmten. Er folgert daraus mit Recht, daß der Faschismus niemals etwa, wie viele oberflächliche Schreiber es auch heute noch zu behaupten wagen, einseitig als dem Kapitalismus oder dem Sozialismus verfallen bezeichnet werden dürfe. Im übrigen urteilt jedoch Heinersdorff vorsichtig, daß die Erfahrungen noch zu gering seien, um über die allgemeine Verwirklichung dieser versuchten Synthese der beiden sich bekämpfenden Organisationsprinzipien der modernen Wirtschaft und Gesellschaft etwas Gütiges auszusagen.

Welche Formen der Ausbau des korporativen Staates bis in den Sommer 1930 genommen hat, zeigt der neben Mussolini im Faschismus bedeutendste Kopf: der 35jährige Korporationsminister Giuseppe Bottai in seinem Aufsatz: „Le perfectionnement de l'organisation syndicale et corporative“ im Jahrbuch 1930 des Centre International d'études sur le fascisme (Cinef, Lausanne). Besonderes Gewicht wird dabei auf die Schilderung des Aufbaues, sowie der legislativen und konsultativen Funktionen des kürzlich neueröffneten Korporationsrates gelegt. Das Heft enthält weiter interessante Darstellungen des Justizministers Rocco über die Grundsätze der Strafrechtsreform, des verstorbenen Innenministers Michele Bianchi über das Prinzip der Vertretung im faschistischen Staat, sowie einige Hinweise auf die Nachahmungen des Faschismus in Spanien und

Ungarn. Der Cinef hat sich vor einigen Jahren als Institut zur Erforschung des Faschismus gebildet und in der Zwischenzeit mehrere tausend Publikationen gesammelt; er führt Buch über die entlegensten Äußerungen zum Thema Faschismus und stellt seine Schätze jedem Interessenten in kurzen oder langen Inhaltsangaben gegen Entgelt zur Verfügung. Die Tatsache, daß zum Faschismus kritisch eingestellte Persönlichkeiten mitwirken, ist eine Gewähr, daß es sich dabei um kein Propagandainstitut, sondern um ein nur Studienzwecken dienendes, unabhängiges Unternehmen handelt.

Sein deutscher Korrespondent, M. v. Binzer in Dresden, gibt in einer kleinen Broschüre: „Die Führerauslese im Faschismus“ (Verlag Beyer & Söhne, Langensalza) einen kurzen Abriß der Ideen der geistigen Wegbereiter: Gioberti, Bakunin, Pareto, Sorel, Mosca und Michels, sowie der geschichtlichen Einwirkungen und Erfahrungen für die Entstehung des Faschismus. Die Konsequenzen, die Mussolini daraus entnimmt, werden an Hand der markantesten Stellen aus seinen Reden schlagwortartig umrissen: Verwerfung des demokratischen Prinzips, des Repräsentativ-Systems, des interessierten Parlamentarismus, Rückkehr zur Herrschaft der Persönlichkeit, Herstellung einer Hierarchie, Schaffung eines Staates voller Autorität und eines Volkes voller Disziplin. Mittel zu dessen Schaffung seien Zwang, Gewalt, Erziehung, Überzeugung, Beispiel und Leistung, die letzten Endes den consensus populi bringen. Es folgt dann die Schilderung der praktischen Durchführung der Auslese von Führern, die diesen Anforderungen gewachsen sind, also des Aufbaues von Partei, Staat und Gesellschaft. Heute ist das System geschlossen. Das Reservoir für die Besetzung aller irgendwie wichtigen Stellen ist die faschistische Partei- und Gewerkschaftsbureaucratie, die jedem Berufstätigen seine Stelle anweist. Die Bureaucratie selber ist aber nur wieder das ausführende Organ einer kleinen herrschenden Schicht, an deren Spitze der Duce steht. Es gibt kein Entrinnen mehr, jedes Individuum wird erfaßt. Binzer meint mit Recht, daß Befürworter und Gegner die Konzeption und die Folgerichtigkeit des Führungssystems nur bewundern könnten. Die Einwände Binzers sind aber schwerwiegend. Er weiß, daß nicht wenige Faschisten die Zugehörigkeit zur herrschenden Schicht nicht als Teilnahme an einer nationalen Mission betrachten, sondern ihrem Geschäftsegoismus und Strebertum ein günstiges Betätigungsfeld verschaffen wollen. Binzer erwähnt weiter die an vielen der heranwachsenden Führerschicht festzustellende Erscheinung der Überschätzung ihrer Bedeutung. Er warnt vor der Erstarrung der neuen politischen Klasse. Die Ausschaltung jeder öffentlichen Kritik führe zur Brachlegung gegnerischer und befreundeter Intelligenz.

Es ist bezeichnend, daß jedes der besprochenen Bücher irgendwo einmal auf die Frage der Nachfolge des jetzigen Diktators zu sprechen kommt. Formell ist diese Frage seit der Umwandlung des großen Parteirates in ein Staatsorgan in der Weise gelöst, daß dieser eine geheime Liste von Kandidaten für den Posten des Regierungshauptes verwahrt, aus welchem Verzeichnis der König den Nachfolger entnehmen muß. Béraud erzählt mit etwas Schadenfreude, daß sich Mussolini nicht nur wegen seinen überragenden geistigen und politischen Fähigkeiten behaupten konnte, sondern

auch infolge seiner Geschicklichkeit, mit der er die Eiferfüchteleien und gegenseitigen Aspirationen seiner Hauptmitarbeiter ausnütze, indem er sie gegenseitig ausspiele. Eine bestimmte Antwort weiß keiner. Jeder empfindet aber, daß davon der Fortbestand des Systems überhaupt abhängt, davon und von den Erfolgen, die sich durch den Faschismus, oder während seiner Dauer durch günstige Wendungen in der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Lage einstellen müssen, wenn seine Existenz Bestand haben soll. Denn nur durch positive Leistungen kann sich ein System halten. Die Zeit ist noch zu kurz, um ein Urteil zu erlauben. Der Versuch ist mit einzigartigen Mitteln in Szene gesetzt worden. In vielen Dingen hat der Faschismus sein Land weit über den Stand unter den frühern Regierungen hinaus gebracht. In vielen Dingen aber hat sich der Faschismus nicht gefeit gezeigt gegen Erscheinungen, die er zuerst als saule Früchte des absterbenden Liberalismus und der Demokratie brandmarkte. Die größte Stadt in Italien hatte ihren Profitiererskandal um den Bürgermeister wie die größte deutsche Stadt in Berlin — und der Unrat um Belloni in Mailand war schlimmer als der um Böß in Berlin. Während in Frankreich eine Madame Hanau und ein Duftric nur in den nicht immer saubern Vorplätzen der Finanz und Wirtschaft Platz nehmen durften, war der schmählich zusammengebrochene Gualino bis vor wenigen Monaten noch ein angebetetes Idol des Regimes. Einst wurden die wachsenden Defizite in Snowdens Rechnungen in allen italienischen Blättern als eine unvermeidliche Folge der Politik jeder Labourregierung hingestellt, jetzt muß die faschistische Regierung selber die von den Skeptikern schon lange erwartete, für das unvorbereitete Land jedoch ganz unvermittelt eintretende Tatsache eines rasch größer werdenden Loches im Staatshaushalt zugeben. Und für die wachsende Wirtschaftskrisis findet Mussolini auch kein Lösungsmittel; er muß sich entschuldigend hinter Hoover verstecken mit dem Hinweis, daß dieser mächtigste Mann der Welt das Paradies auf Erden ebenfalls nicht herbeizaubern könne. Die ökonomische Depression hat auch Italien mit aller Macht ergriffen. Das Land geht zwar mit unvermindertem Glan in die schwere Zeit hinein; seine Wirtschaftsstruktur konnte jedoch in der kurzen Zeit der faschistischen Herrschaft gar nicht grundlegend konsolidiert werden. Die wachsenden Ausgaben für vermehrte Rüstungen und die parteipolitisch unentbehrliche, aber ökonomisch völlig zwecklose Miliz sind auch keine Elemente, die irgendwelche Linderung bringen. Wie mag das enden? Jetzt beherrscht die Parole des allgemeinen Preisabbaues alle Instanzen. Die Wirtschaft ist die Grundlage der politischen Macht, und sie soll wieder angefurbelt werden mit dem Mittel der Förderung der Unternehmungslust durch niedrige Preise. Das im Welthandel trotz allen staatlichen und kartellmäßigen Schranken noch immer herrschende System der freien Konkurrenz in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung hat die internationalen Handelspreise auf ein Niveau niedergezwungen, das den Konsum und die Unternehmungslust wohl bald wieder kräftig anregen muß. In Italien will der staatliche Befehl zum Preisabbau dasselbe Ergebnis innert kürzester Frist auf dem Zwangswege herbeiführen, das der Druck der ökonomischen Notwendigkeiten in der mehr oder weniger noch immer liberalen Wirtschafts-

verfassung nach dem Sinne dieses Systems organisch vollziehen wird. Die nächste Etappe der faschistischen Entwicklung führt durch eine der heftigsten Weltwirtschaftskrisen; ob und wie er sich darin bewährt, das wird nicht zuletzt über seinen allgemeinen Wert und seinen Fortbestand entscheiden.

B a s e l.

E m i l S c h m i d.

* * *

In der Sammlung „der Aufbau der modernen Staaten“ läßt Prof. Robert Michels, der vor Jahren die Lehrkanzel für Volkswirtschaft in Basel innehatte, bei Orell Füßli in Zürich und Leipzig soeben ein 375 Seiten umfassendes Werk „Italien von heute; Politik, Kultur, Wirtschaft“ erscheinen, das in die vier Kapitel die ersten Dezennien des modernen Italiens, Italien vor der Jahrhundertwende bis zum Weltkrieg, Italien nach dem Weltkriege und Rück- und Ausblicke eingeteilt ist. Der Verfasser, der sich schon früher in Büchern und Abhandlungen über Italien geäußert hat, verfügt über eine große Tatsachen- und Literaturkenntnis und sucht überall zu sachlich begründeten Werturteilen zu gelangen. Dabei bleibt er freilich oft an der Oberfläche haften und in manchen Richtungen wird man ihm nicht zustimmen können. Am anfechtbarsten ist seine Einstellung zum herrschenden Fascismus, dessen Lobsprecher er ist. Mussolini ist ihm ein wahrer Elitemensch, der sich absichtlich persönlich der Gefahr aussetzt. Gelegentlich leiden die Urteile des Verfassers an Unsicherheit und Unausgeglichenheit und häufig vertritt er das Sowohl als auch. So besteht der Hauptwert des immerhin sehr lesenswerten und im allgemeinen lebhaft und gut geschriebenen Buches in der Mitteilung des Tatsachenmaterials und der Bekanntgabe vieler sonst nur schwer auffindbaren geschichtlichen Notizen.

Aus dem reichen Inhalt des Werkes möchte ich Folgendes hervorheben. Sehr ansprechend sind die Ausführungen über den demokratischen Lebensstil der Italiener, mit dem Zitat aus Hehn: „Knechtsinn im Verkehr von Angehörigen verschiedener Volksklassen ist eine den Italienern fast unbekanntes Eigenschaft.“ Nach dem Verfasser ist das Analphabetentum nicht ohne weiteres synonym mit Unwissenheit, noch weniger mit Dummheit und Unfähigkeit. Enrico Ferri habe übertreibend behauptet, der südländische, des Lesens und Schreibens unkundige Bauer verfüge über viel größere natürliche Klugheit als der Durchschnitt der deutschen Universitätsprofessoren. Besonders rühmend wird das Familienleben der Italiener erwähnt. In keinem Lande sei die Zahl der Chelosen so klein und die Familienanhänglichkeit und Opferwilligkeit so groß. Das erkläre auch, daß es noch nie gelungen sei, gesetzlich die Ehescheidung einzuführen. Nachdrücklich wird die Friedensliebe und die Abneigung gegen das Militär und gegen Uniformen (vor dem Kriege) hervorgehoben. „Nicht einmal die Herren Unteroffiziere werden zur Ehe begehrt.“ Ausführlich wird die auswärtige Politik Italiens besprochen, seitdem es 1867 auf der Londoner Konferenz zur Regelung der Luxemburger Frage als sechste Großmacht anerkannt wurde. Der

Verfasser bestätigt, daß der Dreibund in Italien, das stets die Freundschaft mit England, in dem es sein Vorbild fand, gepflegt habe, nie populär gewesen sei. „Er war wie eine Ehe ohne Flitterwochen, mit der beständigen Gefahr des Ehebruchs und bei ständigem ehelichem Zwist.“ Mit Wärme würdigt Prof. Michels die große Arbeits- und Sparsfreudigkeit des italienischen Volkes. „Das dolce far niente gehört den Zeiten Niebuhrs und Goethes an. In Neapel blüht der Typus des Lazzarone nur noch als Zweig der Fremdenindustrie.“ „In keinem Lande der Welt hat die Arbeiterschaft eine solche Summe von Aufopferungsfähigkeit und idealem Schwung aufgebracht wie in Italien.“ 1872 waren von den Einwohnern über 6 Jahren noch 69 %, im Jahre 1913 nur noch 37 % des Lesens und Schreibens unkundig. Sehr lesenswert sind auch die Angaben über die sozialistische Bewegung in Italien und ihre Unterschiede zu andern Ländern.

In die neuere Zeit führen Betrachtungen über die von Crispi eingeleitete Expansionspolitik und über die nationalistische Partei, die ihre geistige Abstammung von Charles Maurras und Maurice Barrès lebhaft bestritten habe. „Es gibt kein Volk, das nicht automatisch nach Expansion drängt. Es gibt kein Volk, das nicht darnach strebt, über seine natürlichen Grenzen hinauszugehen. Keine geographischen oder ethnischen Hindernisse sind imstande, ein menschliches nationales Aggregat dazu anzuhalten, sich mit der eigenen Unabhängigkeit genug sein zu lassen. Der Begriff Staat abstrahiert daher seiner Natur nach von jeder ethnischen Reinheit.“ Überzeugend ist die Darlegung der Gründe, weshalb Italien im Weltkriege zunächst neutral bleiben mußte, wobei der Irredentismus, in dem der nationale Haß gegen Österreich seinen organisierten Ausdruck fand, eine Hauptrolle spielte. Der Verfasser ist der Meinung, daß, wer den Eintritt Italiens in den Weltkrieg lediglich als frivolen Treubruch betrachte, sich außerhalb der Möglichkeit historischen Erkennens stelle. Er führt an, daß aber die Italiener als erste Nation die Beziehungen zu den früheren Feinden aufgenommen haben und daß gewisse Kreise sich sogar mit dem Gedanken der Rückgabe von Deutsch-Südtirol trugen. Die sehr bemerkenswerten Ausführungen über die Entstehung, das Wesen und Wirken des Fascismus und die Stellung des Königtums und der Kirche im fascistischen Staat auch nur andeutungsweise wiederzugeben, verbietet der beschränkte Raum. Sehr einläßlich verbreitet sich Prof. Michels über das italienische Auswanderungsproblem und die deshalb und aus anderen Gründen entstandenen Spannungen mit Frankreich.

Für schweizerische Leser dürften folgende Bemerkungen des Verfassers beachtlich sein: Garibaldi habe in seinem Testament bei dem Plan eines neuen Europas trotz nationalistischer Einstellung, da ihm das Rütli ein Beweis dafür gewesen sei, „daß nicht Berge und Sprachen, sondern Pfaffen und Despoten die Völker trennen“, die Schweiz nicht nur nicht verkleinert, sondern ihr das Borarlberg zugeteilt. — Der Kanton Tessin habe als autonome italienische Republik ebensowenig wie San Marino für den Irredentismus Gegenstand der Sehnsucht gebildet. — „Österreich, dem nicht wie der Schweiz historisches Festgewachsensein als bergende Bucht im brandenden Meer der Nationalitätenprinzipien dienen konnte, war dem Unter-

gang geweiht.“ — Aus dem französischsprachigen Aosta-Tal sei dem Versailler Friedenskongreß das Begehren eingereicht worden, entweder zu Frankreich oder zur Schweiz geschlagen zu werden. — Die Schweizer seien in Frankreich sehr willkommene Gäste und gelten, zumal die Westschweizer, als eigentliche Dreiviertelfranzosen, für äußerst leicht assimilierbar. — Jeder italienische Arbeiter habe den italienischen Staat hinter sich. — Trotzdem Italien nunmehr das Nationalitätenprinzip verlassen habe, und unter dem Faschismus dazu übergegangen sei, den Begriff Nation durch den Begriff Staat zu ersetzen, verharre man in der Schweiz in der Befürchtung einer Anwendung des Nationalitätenprinzipes durch Italien. Sprach- und rassenmäßig komponierte Staaten wie die Schweiz brauchen indessen, sofern sie nur Staatsbewußtsein besitzen, überhaupt keine Angst vor diesem Prinzip zu haben. Freilich hält der Verfasser die Stellung Italiens zur Schweiz in mancher Hinsicht für delikate, weil die italienische Schweiz nur 8,2 % der schweizerischen Bevölkerung ausmache. Dazu komme, daß der italienische Teil ökonomisch und ideell arm und ökonomisch ganz wesentlich auf Italien angewiesen sei. Das gebe diesem Teil der Schweiz ein gewisses malaise, da er sich außerstande sehe, eine dem Kulturgrad der Kulturgemeinschaft, der Italianität, der er angehöre, einigermaßen entsprechende Rolle in der Eidgenossenschaft zu spielen, eine Unmöglichkeit, die auch durch die ostentative Bevorzugung, welche die Schweiz einem halben Duzend hervorragender Söhne des Tessins angedeihen lasse, natürlich nicht wieder wettgemacht werden könne. Italien seinerseits ver falle der Schweiz gegenüber oft in Fehler, die man sonst Deutschland allein zuzuschreiben pflege, die aber den Großstaaten allen zu eigen seien, zumal indem es die Schweiz ihre Kleinheit und Unbedeutendheit fühlen lasse, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, daß gerade die Kleinen in diesem Punkte besonders kitzlig seien und ihnen gegenüber doppelt Rücksichtnahme am Platze wäre.

Eugen Curti.

Die alte Verfassung des Landes Tirol.

Von Otto Stolz, Innsbruck.

Die Friedensdiktate von 1919 haben dem deutschen Volke manche Grenzgebiete gekostet, die nach dem Urteile der Geschichte und nach dem Willen seiner jetzigen Bewohner zur kulturellen und politischen Gemeinschaft des großen Deutschland gehören sollten. Kaum eines dieser Grenzländer ist aber in seinem ganzen Wesen so getroffen worden, wie das Land Tirol durch die Zuweisung seines auf der Südseite des Alpenkammes gelegenen Teiles an Italien. Denn dadurch ist nicht bloß ein unvergleichlich schönes deutsches Grenzland der Herrschaft einer fremden Nation, die die rücksichtslose Unterdrückung, ja Ausrottung seines alten Volkstums sich zum Ziele gesetzt hat, unterworfen worden. Sondern dadurch ist auch ein